

Francesco Tristano

... präsentiert drei Lieblingsaufnahmen. Von Kai Luehrs-Kaiser

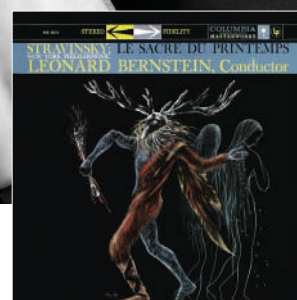
Francesco Tristano, geboren 1981 in Luxemburg und inzwischen in Barcelona zu Hause, ist einer der wenigen klassischen Musiker mit ausgeprägtem Bewusstsein für eine „Studio-Ästhetik“. Er versucht nicht, bei Aufnahmen eine Live-Situation zu simulieren, sondern betrachtet Aufnahmen als Ergebnis eines künstlerischen, wenn nicht gar artifiziellen Produktionsvorganges – in der Tradition des von ihm bewunderten Glenn Gould (dem in dieser Hinsicht wenige gefolgt sind). Tristano begann mit fünf Jahren Klavier zu spielen und gab mit 13 Jahren sein erstes Konzert, schon damals mit eigenen Kompositionen. Er studierte an der New Yorker Juilliard School. 2001 gründete er das Kammerensemble The New Bach Players. Heute tritt er meist solo auf. Seine Gesamteinspielung der Bach-Klavierwerke erscheint sukzessive bei Naïve (zuletzt: Englische Suiten).



Ich nenne: Glenn Goulds „Goldberg-Variationen“, und zwar in der späteren Aufnahme von 1981. Es ist zweifellos die Platte, bei der ich erstmals den Klaviersound einer Aufnahme als solchen wahrgenommen habe. Ich kannte die Platte auswendig, bis ich aufhörte, sie zu hören, um nicht am Ende doch so zu klingen wie Gould selbst. Nennen würde ich von ihm auch eine auf dem französischen Markt erschienene Kompilation mit dem Titel „Gould joue tout sauf Bach“. Das ist gewissermaßen „Gould für Dummies“ – und für mich ein Beleg, dass dieser Pianist gerade auch bei Komponisten, die man weniger mit ihm assoziiert, Unerhörtes bewirken konnte. Dies gilt auch für Orlando Gibbons, Sergej Prokofjew und Alexander Skrjabin. Es ist erstaunlich, wie unvermindert frisch Glenn Gould heute rüberkommt.



Sehr wichtig ist mir die Vokalmusik von Josquin Desprez. Ich würde die „Missa Pange lingua“ empfehlen, und zwar vermutlich in der Aufnahme unter Harry Christophers. Prägend für mich war allerdings eine ältere Aufnahme mit dem Sydney Chamber Choir unter seinem damaligen Leiter Nicholas Routley. Josquins Musiksprache ist nicht tonal, sondern modal. Und hochgradig kontrapunktisch. Seine Harmonik berührt mich auf eine Weise, wie es tonale Musik eigentlich nicht schafft. Von mir selbst und dem, was ich in der Musik tue, ist Josquin gewiss so weit entfernt wie nur möglich. Gerade deswegen brauche ich ihn. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, eigene Kompositionen zu singen. A-cappella-Musik ist das krasse Gegenteil zu mir: Deswegen liebe ich sie.



Und schließlich: Das „Sacre du printemps“ in der älteren Aufnahme von Leonard Bernstein – mit dem New York Philharmonic aus den späten 60er Jahren. Bernstein ist mein Lieblingsdirigent – weil er einen Rhythmus hatte, wie ihn sonst keiner hat. Es groovt bei ihm, er kann es gar nicht ändern. Alles hat etwas Spielerisches, dabei aber zugleich Klarheit und Kontrapunktik. Man sieht und genießt den Komponisten als Dirigenten. Das Orchester scheint für ihn eine Art Maschine gewesen zu sein, eine Turbine, um das Stärkste aus einem Stück herauszuholen. Es gibt eine Epoche vor und nach Bernstein. Ich selber kenne die Aufnahme, seit ich zwölf oder 13 Jahre alt war. Sie hat mich nie wieder verlassen.